

Ambulantisierung I: Leben in der Gemeinde bei schwerer Behinderung.

Referat anlässlich der Tagung „Inklusion konkret“, Berlin 2011

Dr. Christiane Drechsler

Die Forderung nach einem so weit wie möglich selbstbestimmten Leben auch für Menschen, die mit einer Behinderung leben, ist in der fachlichen Diskussion spätestens seit Einführung des Normalisierungsprinzips präsent, wenngleich nicht unstrittig: oft werden äußere Hinderungsgründe ins Feld geführt, so zum Beispiel das Nicht Vorhandensein geeigneten Wohnraums für Menschen mit Körperbehinderungen, das Fehlen des geeigneten sozialen Umfeldes oder auch Art und Schwere der Behinderung selbst: letzteres Argument führte in der Praxis zu einer Art Befähigungsfrage: sollte jemand den Wunsch äußern, allein und unabhängig in der eigenen Wohnung zu leben, wurde zunächst danach gefragt, ob der- oder diejenige anhand ihrer praktischen, kognitiven und sozialen Kompetenz überhaupt dazu in der Lage ist.

Aus Gründen der Praktikabilität ist diese Praxis verständlich und nachvollziehbar: niemand, auch nicht der oder die Betroffene, hat ein Interesse daran zu scheitern resp. potenziell nicht zu bewältigenden Anforderungen ausgesetzt zu sein. Seitens der Kostenträger wiederum besteht nach wie vor die Praxis, ambulante Maßnahmen nur zu finanzieren, wenn die Kosten dafür die Kosten für eine vollstationäre Maßnahme nicht überschreiten. Inwieweit im Lichte der UN Behindertenrechtskonvention, die ja die freie Wahl von Wohnort und Wohnraum festschreibt, diese Praxis auf die Dauer zu halten ist, ist die andere Frage. Richtig wäre es, den Blickwinkel zu ändern: der Wunsch des Betroffenen inklusive seines tatsächlich vorliegenden Hilfebedarfs ist ausschlaggebend für die Wahl der Wohnform, die Organisation der entsprechenden Formen von Unterstützung in den Bereichen Pflege, pädagogische Betreuung im eigenen Wohnraum, Hausnotrufdienst usw. wird in enger Zusammenarbeit mit dem oder der Betroffenen und den entsprechenden Trägern im Rahmen professioneller Hilfen erbracht.

Was kann das im konkreten Fall bedeuten? Der Kreisverband Segeberg des DRK betreibt im Rahmen der Behindertenhilfe ein Netzwerk von Angeboten im Großraum Kaltenkirchen: dies umfasst eine Wohnstätte für Menschen mit geistiger und Mehrfachbehinderung mit 30 Wohnmöglichkeiten ausschließlich in Einzelzimmern, eine Tagesförderstätte, 5 Trainingswohnungen, Kurzzeitwohnmöglichkeiten, im Kooperation mit dem benachbarten DRK Pflegeheim eine Wohngruppe für Menschen mit sehr hohem Pflegebedarf so wie in Kooperation mit der örtlichen Lebenshilfe gGmbH pädagogische Betreuung im eigenen Wohnraum. Im Zuge der Ambulantisierung der Maßnahmen für mehrere Menschen mit Behinderung erwachte auch in schwerer eingeschränkten Bewohnerinnen und Bewohnern der Wunsch, selbstständig in einer eigenen Wohnung zu leben. Es zeigten sich bald Hinderungsgründe: die gesundheitliche Situation eines Aspiranten ließ es angezeigt sein, ständig eine im Notfall kompetent handelnde Person in der Nähe zu haben. Ein weiterer Anwärter neigte zum totalen Rückzug: die Gefahr der sozialen Isolation bzw. Verwahrlosung schien gegeben. Ein „Wohnen in Nachbarschaften“ erschien eine gute Lösung, also eine Wohnsituation, in der man selbstständig wohnt, jedoch davon weiß, dass im Notfall Menschen da sind, die helfen oder zumindest Hilfe vermitteln.

Bald bot sich die Möglichkeit, eine im Rohbau befindliche Doppelhaushälfte nach den Bedürfnissen und Wünschen der zukünftigen Bewohner zu gestalten. Der Eigentümer, guter Freund und ehrenamtlicher Mitarbeiter der Einrichtung, war bereit, in einen inklusiven Planungsprozess einzusteigen. Im Rahmen eines Trainingsprogramms der praktischen

Kompetenz im bisherigen Umfeld der Wohngruppe zeigte sich bald, wie die persönlichen Bedürfnisse der zukünftigen Wohnungsbesitzer gestaltet sind: beispielsweise musste der Herd sowohl mit einem Rollstuhl unterfahrbar (sonst war eine sinnvolle Arbeit daran nicht möglich) als auch so sicher wie möglich sein, ebenso der Backofen. Die Lösung – ein Induktionskochfeld, kombiniert mit einem Backofen mit herausziehbarer Schublade, erwies sich als um ein Vielfaches teurer als eine Standardlösung. Gleiches galt für die Ausstattung des Badezimmers. Ähnlich lagen die Probleme bei der Beschaffung ausreichend breiter Türen: die Sonderanfertigungen erwiesen sich als um ein Vielfaches teurer als normale Zimmer- resp. Haustüren. Die Belastung für den Bauherren wuchs; die Zuschüsse der Pflegekasse für behindertengerechte Umbauten bzw. des Sozialamtes für eine Wohnungs-Erstausrüstung blieben weit unter der benötigten Summe.

Im Dezember 2008 konnte schließlich der erste der erwarteten Bewohner einziehen. Lassen wir ihn nun zu Wort kommen.

Leben im eigenen Haus – von der Wohnstätte in die Selbständigkeit Von Arne Brodersen

„Im Januar 2008 fragte mich meine Gruppenbetreuerin Silke, ob ich mir vorstellen könnte, in eine eigene Wohnung mit Betreuung zu ziehen. Ich habe mich mit meiner Mutter und meinen Geschwistern beraten und zwei Wochen lang nachgedacht. Dann fiel meine Entscheidung positiv aus. Im Februar 2008 sagte ich zu.

Im August sollte ich einziehen, doch der Bau war noch nicht fertig. Im November haben wir dann Möbel gekauft und Sachen gepackt. Im Dezember kam dann der Umzug. Ein Monat habe ich dann alleine gewohnt, das war schön, aber ungewohnt. Die erste Zeit war anstrengend, ich kannte mich in der Umgebung nicht aus. Zum Beispiel wusste ich nicht, wo ich einkaufen kann, es war schwierig, alleine zu kochen. Ich konnte fast nichts, musste eine Menge lernen, zum Beispiel Würstchen braten.

Es hatte Vor- und Nachteile, dass ich mich alleine versorgen musste. Ein Vorteil war, ich konnte essen, wann ich wollte. Der Nachteil war, ich musste es alleine machen. Vorher hatte ich mein Essen nicht alleine zubereitet und auch kein Brot geschmiert. Einkaufen war auch schwierig, ich habe oft zu viel Wurst und Käse gekauft. Mittlerweile kann ich es.

Im Januar 2009 zog Lorenz ein. Es gab Schwierigkeiten. Wir mussten uns erst aneinander gewöhnen. Zum Beispiel gab es Streit beim Einkaufen, Lorenz war zu schnell, ich war zu langsam. Es gab Streit über die Mengen und über die Preise. Schwierig war auch, sich zu einigen, wer was im Haushalt macht. Das wurde so gelöst, dass wir einen Plan erstellt haben und immer nur einer gekocht hat.

Im April 2009 zog Bine ein, und das war wieder ungewohnt. Bine wurde ganz schnell nervös. Sie hatte sich gerade von ihrem Freund getrennt und es war für sie sehr ungewohnt, in einer WG zu leben. Lorenz und Bine haben sich oft gestritten. Bine war oft eifersüchtig, bevormundete gerne andere Leute und weist sie auf Fehler hin, um die eigenen zu verdecken.

Mir gefällt es jetzt ganz ausgezeichnet im Krons Kamp. Ich will hier nicht wieder weg. Ich lerne hier eine Menge, zum Beispiel backen, kochen, alleine staubsaugen. Ich kann hier selbstbestimmt leben, zum Beispiel kann ich essen, wann ich will, ich kann ausschlafen,

schlafen gehen, wann ich will, einkaufen und essen was ich will. Meine Geschwister besuchen mich jetzt öfter. Ich habe Freunde unter den Nachbarn gefunden. Es hat auch Nachteile, zum Beispiel mehr Arbeit. Aber die Vorteile überwiegen.“

Heute wird die pflegerische Betreuung unter der Leitung eines ambulanten Pflegedienstes abgedeckt. Die notwendige ständige Erreichbarkeit medizinisch-pflegerischer Hilfe geschieht durch die Nutzung eines Hausnotrufdienstes. Die Einbindung in die Nachbarschaft ist inzwischen so gut gelungen, dass nicht etwas die (nebenan wohnende) pädagogische Betreuungskraft als erste Ansprechpartnerin dient, sondern ein Nachbar, zu dem sich im Lauf der Zeit eine enge Freundschaft entwickelt hat.

Fazit: Die Zufriedenheit mit diesem besonderen WG-Modell ist bei allen Beteiligten hoch. Das Leben im nachbarschaftlichen Netzwerk hat sich in jeder Hinsicht bewährt. Obwohl die meisten Geschäfte in der näheren Umgebung mitnichten barrierefrei nutzbar sind, haben sich mit den meisten Ladeninhabern Lösungen vereinbaren lassen, so zum Beispiel eine Kontaktaufnahme durch Klopfen an die Fensterscheiben mit dem Optiker. Die im Krons Kamp wohnende WG versteht sich innerhalb der Nachbarschaft nicht als Hilfsempfänger, sondern als Freunde bzw. auch als Gast- oder auch Ideengeber. Veranstaltungen innerhalb des Netzwerks – zum Beispiel Feste oder Ausflüge – werden inzwischen von den Nachbarn selbstverständlich besucht.

Problematisch erscheint im Rückblick jedoch die Finanzierung. Wirklich barrierefreier Wohnraum kann mit Beteiligung aller betroffenen Personen technisch relativ problemlos gebaut werden, allerdings sind die Kosten im Vergleich zu einer Standardausstattung erheblich höher. Ein wirklich inklusives Wohnen behinderter und nicht behinderter Menschen scheitert augenblicklich aber genau da: am Nicht Vorhandensein barrierefreier Wohnungen und der fast unmöglichen Finanzierung durch private Bauherren. Diese Problematik ist m.E. nur politisch zu lösen.